Der Reiter und sein Pferd.

F. W. Förster erzählt in seinem von uns schon mehrfach angeführten schönen Buche: „Christus und das menschliche Leben" das Folgende: Ein Hauptmann in Straßburg hatte ein edles, aber sehr nervöses Pferd, das jedesmal scheu wurde und umkehrte, wenn die Dampftram vorbeikam.

Als der Hauptmann auf vier Wochen verreisen mußte, übernahm es ein jüngerer Offizier, das Tier regelmäßig zu bewegen. Der brachte es ohne Schwierigkeiten an der Tram vorbei. Da fragte ihn eines Abends der Wachtmeister: „Wie machen es nur der Herr Oberleutnant, daß der Gaul an der Tram nicht mehr ausbricht? Der Herr Hauptmann hat es nicht fertig gebracht."

Der Offizier war sehr erstaunt, zu hören, daß das Pferd bis jetzt immer ausgebrochen war. Am nächsten Tage brachte auch er es nicht vorbei. Die bloße Vorstellung: „der Hauptmann hat es nicht fertiggebracht", genügte, um die Ruhe und Sicherheit seiner Nerven und seines Sitzes zu stören und die Entschlossenheit des Willens und der Willensübertragung und damit den bestimmenden Einfluß auf das Tier zu lähmen.

Förster knüpft daran eine sehr beherzigenswerte Nutzanwendung: „Ist schon," sagt er, „das Reitpferd aufs äußerste empfindlich für den Schwankenden oder festen Zustand des menschlichen Willens, so ist dies noch in viel höherem Grade mit unserem eigenen Körper und Nervensystem der Fall. Unsere sinnliche Natur merkt sofort, ob eine geistige und sittliche Kraft in der Seele ist, die gänzlich unbeirrt das richtunggebende Ziel setzt, oder ob der Mensch mit Pilatus zweifelnd sagt: „Was ist Wahrheit?" und ob die lähmende Vorstellung in ihm lebt: „Auch der Herr Hauptmann hat es nicht fertig gebracht."

F. zeigt sich mit dieser Bemerkung wieder als der feine Seelenkenner, als den wir ihn immer gekannt und geschätzt haben. Eigene Schwäche oder Festigkeit der Ueberzeugung und fremdes Vorbild im Guten wie im Bösen sind entscheidend für die erfolgreiche oder versagende Einwirkung des höheren Willens auf die sinnliche Natur.

Wer sich nicht resolut auf den höheren Standpunkt stellt, jede ungeordnete Neigung um keinen Preis auf sein höheres Wesen Einfluß gewinnen zu lassen, wer glaubt, mit ihr hier und da paktieren zu müssen und ihr nachgeben zu sollen, wer da, wo er gerade die Zügel fest in der Hand halten sollte, nämlich, wenn die sinnliche Natur vor der Tram einer größeren Ueberwindung zurückscheut und sich aufbauet, hier gleich Kehrt macht und der Neigung oder Leidenschaft selbst die Führung seines Denkens, Wollens und Empfindens überläßt, der wird es nie zur Festigkeit in der Tugend bringen.

Welch ein Beispiel haben wir da an den Heiligen! Viele von ihnen haben in ihrer sinnlichen Natur oft ein furchtbar störrisches Pferd zu reiten, mit glühenden Leidenschaften zu kämpfen gehabt. Oft haben manche von ihnen in ihrem Leben an der Tram der Ueberwindungen Kehrt gemacht, aber eine unablässige an sich geübte Seelen- und Willensgymnastik hat sie zuletzt zu den heldenmütigsten Tugenden geführt und die ihnen so leicht gemacht, daß sie ihnen zur zweiten Natur geworden und die ganze Gangart ihrer Seele kein Opfer und keine Selbstüberwindung mehr als ein eigentliches Hemmnis oder Hindernis erkannte.

Wie man von dem Rennpferd beim Wettrennen sagt, es nähme die Hindernisse mit Eleganz und setze mit Grazie über die Gräben hinweg, so sehen wir auch die Heiligen heroische Tugendakte mit einer Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit üben, die unsere Bewunderung herausfordern.

Wenn aber unser höherer Wille kleinmütig vor einer sittlichen Forderung der Anstrengung zurückweicht, ja, wo auch nur die Bangigkeit und Furcht vor der Größe dieser Anstrengung als den Mut lähmend vor unsere Vorstellung tritt, da entzieht sich auch die niedere Natur sofort der Gewalt des Willens.

Darum gilt für jedes Tugendstreben das Wort Thomas von Kempen: „Du wirst im Guten so viele Fortschritte machen, als du dir Gewalt antust" und das des göttlichen Heilandes: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt brauchen, reißen es an sich."

„Dann brauchen Sie nicht weit zu gehen."

An einem Wintertage des Jahres 1874 ging in einem Eisenbahn-Wartesaale zu Marseille in Frankreich ein höherer Offizier auf und ab, des nächsten Zuges mit Ungeduld harrend. Da tritt ein französischer Bischof in Reisekleidern ein. Der verhältnismäßig noch junge Offizier erblickt ihn kaum, als er in ihm jenen Priester erkennt, der ihm vor einigen Jahren eine Lebensbeichte abgenommen und ihm damit Trost und Frieden gegeben.

Der Offizier wirft sich auf die Kniee nieder und bittet um den oberhirtlichen Segen. Dies alles geschah so eilig, daß der Bischof selbst überrascht war. Aber in dem Saale waren auch andere Leute, aus deren Achselzucken und Murren man auf eine ganz unfreundliche Stimmung schließen mußte.

Während der junge Offizier unter Dankesworten für den bischöflichen Segen sich erhebt, hört er die Worte: „Das ist eine entwürdigende Aufführung von Seiten eines Offiziers. Wir müssen die Nummer (jeder französische Offizier hat eine solche an der Uniform) aufschreiben und dem Oberst anzeigen."

„Dann brauchen Sie nicht weit zu gehen, meine Herren", sprach der Offizier zu den Murrenden, „der Oberst des Regiments — bin — ich selbst."

Ein merkwürdiges Ehepaar.

VII.

Schon auf dem elterlichen Gute meiner Frau war es die Gertrud, von der ich früher erzählt habe, welche den Marktverkehr in Butter, Eiern, Hühnern und dergleichen mit der Schwiegermutter seit Jahren unterhalten hatte, nebenher Botendienste verrichtete und sich nützlich machte, wo sie nur konnte. Die kluge, vielerfahrene Frau mischte sich nicht direkt in fremde Angelegenheiten; aber wer sie darum anging, dem gab sie guten Rat. Auch gab sie ihn bei guten Bekannten, wenn sie nicht darum gefragt wurde. Sie ließ dann nur wie unversehens ihre Bemerkungen fallen und ging ihrer Wege. Ein besonderes besorgtes Interesse hatte sie seit je her meiner Frau zugewendet und war in Folge dessen denn auch die Vermittlerin unseres brieflichen Verkehrs in jenen blühenden Zeiten unserer jungen Liebe gewesen. Frauen, auch die verständigsten, sind in solchen Angelegenheiten von einer besonderen Schwäche befallen und verfahren dabei mit einer eigentümlichen Pfiffigkeit. Darum behielt die alte auch einen besonderen Stein bei uns im Brette und durfte mehr sagen, als man von anderen sich hätte sagen lassen.

Ueber unser oft kindisches Betragen im Anfange der Ehe hat die Alte gar oft mit besorgter Miene den Kopf geschüttelt. „Wenn das gute Wetter nur nicht zu schnell umschlägt!" sagte sie dann wie vor sich hin und ging weiter. Als es anfing umzuschlagen und die ersten düsteren Ehestandswolken bereits zum Hause herein hingen, meinte sie: wenn nur der rechte Verstand sich bald einstelle, sei es kein Unglück. Die Welt sei nicht aus Zuckerwerk zusammengebaut, und wie wir die Ehe angefangen, so könne sie nun doch nicht zu Ende gehen.

Als aber in der Folge das Ehewetter immer verdrießlicher drein sah, meinte sie: aber jetzt sei es Zeit, zur Besinnung zu kommen und „Vernunft" anzunehmen. In der Ehe müsse man sich ertragen und vertragen lernen, sonst werde sie zum Wehe gemacht. Wir aber achteten wenig darauf und lernten viel mehr uns gegenseitig plagen als vertragen, weshalb die Plage denn auch immer größere Fortschritte machte.

Einmal sitzt die alte Gertrud, den Korb an ihrer Seite auf der Hoftreppe und hört zu — es war im Anfange unserer ernsteren Mißheligkeiten —, wie wir Eheleute uns wieder in sehr wenig liebenswürdiger Weise den Text lasen. Es war zur Sommerzeit und die Fenster der Wohnstube, worin wir haderten, standen offen, so daß die alte Gertrud alles hören mußte. Wir hatten in unserer Verblendung darauf garnicht acht gehabt. Da öffnet unangemeldet die alte Gertrud auf einmal die Stubentür, bleibt, ihren Korb im Arme, unter der Türe stehen, sieht mit strengen, ernsten Augen erst mich an, dann bekümmert auf meine weinende Frau und sagt mit einer Stimme, die wie die einer Prophetin klang: „Wie, betragen sich so christliche Eheleute? Ist das die Liebe, die Ihr Euch am Traualtare vor Gott und der Welt angelobt habt? Und worüber zankt Ihr Euch? Sind die Kindereien, die Ihr Euch einander vorwerft, wohl wert, daß Ihr den ehelichen Frieden darüber brecht und Eurem Hause ein solches Aegernis gebt? Es ist Euch bisher noch zu gut ergangen," — sie stockte eine Weile, dann fuhr sie mit verstärktem Nachdrucke fort: „Ihr habt noch kein rechtes Leid mit einander gehabt, als was Ihr Euch jetzt mutwillig genug antut. Wenn Ihr bei unserem Herrgott noch in einigen Gnaden steht, wird er Euch ordentlich heimsuchen müssen, damit Ihr zu christlichem Verstande kommt und besser lernt, warum Eheleute von Gott zusammengegeben sind."

Damit zog die alte Frau die Stubentüre wieder zu und schritt, ohne ihre gewohnten Handelssachen diesmal abzuwarten, zum Hause hinaus. Wir sahen sie in den ersten Tagen nicht wieder. Mich ärgerte die „ungehörige" Strafpredigt gewaltig und es war für den Augenblick gut, daß die Gertrud gleich fortgegangen. Ich wäre im Stande gewesen, sie für immer fortzuweisen. Meine Frau aber wurde über das Gehörte leichenblaß und zitterte am ganzen Leibe. Ihr war, als sähe sie schon das Unglück leibhaftig ins Haus schreiten. Sie brauchte mehrere Tage, um über die unheimliche Angst, die sie befallen, notdürftig Herr zu werden. Von da an wurde sie frömmer, als sie jemals gewesen, ob nicht durchs Gebet sich die kommenden Dinge wenden ließen. Ich fühlte nichts als meinen hochmütigen Aerger und hätte Lust gehabt, die Frömmigkeit meiner Frau zu verspotten. Indessen, das Unglück, was man nämlich so nennt, schien notwendig zu unserer, namentlich zu meiner Heilung und es kam, sogar gewichtiger, als wir gefürchtet hatten.

Der Leiden Segen.

Gleichwie der Frost die harte Scholle sprengt,
So lockert oft der Herr durch Leid und Pein.
Des Herzens starre Rinde auf und senkt
Ein Saatkorn seiner Gnade still hinein.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Nr. 7. Sonntag, 12. Februar. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 12. Februar: Eulalia.
Montag, den 13. Februar: Gregor II.
Dienstag, den 14. Februar: Valentinus.
Mittwoch, den 15. Februar: Faustinus.
Donnerstag, den 16. Februar: Juliana.
Freitag, den 17. Februar: Donatus.
Samstag, den 18. Februar: Simeon.

Sonntagslesung.

Die Arbeiter im Weinberge, auf der einen Seite neidisch auf den nämlichen Lohn, den die anderen bekommen, die in der elften Stunde in den Weinberg getreten, hielten auf der anderen Seite dem Hausvater vor, wie sie die Last und Hitze des Tages getragen, dachten also gar nicht daran, daß sie die Gunst, arbeiten zu können und Lohn zu verdienen, doch auch dem Hausvater, der sie gedungen, zu danken hatten. Auch wir dürfen nicht stolz sein auf die von uns geleistete Arbeit. Denn auch unsere Arbeit ruht doch im letzten Grunde auf Gottes Gnade, die jeden einzelnen zu seiner Arbeit beruft und ihm Kraft und Können gibt, daß er sie tun kann. Das gilt für jede Arbeit, die uns obliegt, sei es nun äußere Berufsarbeit, oder innere Arbeit an uns selbst. Wir müssen bei unserer Arbeit nicht immer auf den Lohn, den himmlischen Denar sehen, sondern mehr und mehr lernen, Gott um seiner selbst willen zu lieben, das Gute zu tun, weil wir es als Kinder Gottes nicht anders können. Wie oft werden wir da durch die schlichtesten Leute, ja selbst durch solche beschämt, die keine Kaiholiken sind. Wie oft steht der Priester tief gedemütigt vor der sittlichen Höhe eines Beichtkindes, dem er die Sünden nachläßt! Und so mancher, der ohne seine Schuld draußen steht, ein Protestant oder ein Jude, zeigt nicht selten einen Adel der Gesinnung, eine Liebe zum Guten, eine uneigennützige und opferbereite Liebe, die vielen „Kindern des Reiches" fremd sind. Hüten wir uns vor pharisaeischem Tugendstolz und Hochmut!

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

VII.

Wir haben aber auch noch eine zweite Pflicht gegen den Leib. Sie besteht darin, für sein Wohlergehen zu sorgen, dadurch, daß wir ihn in vernünftiger und treuer Pflege kräftigen und entwickeln. Dahin gehört vor allem die Ernährung. In vielen Leben der Heiligen können wir von Abtötungen in Speise und Trank lesen, die der des hl. Johannes des Täufers, der von Heuschrecken und wildem Honig lebt, ähnlich sind, von Nachtwachen und Entziehungen des Schlafes, daß man nicht begreift, wie sie noch mit irgend welcher Geistesfrische und Aufmerksamkeit haben ihre täglichen Obliegenheiten verrichten können. Der hl. Ignatius hat diesen aszetischen Uebungen das Uebertreiben genommen und die eigentliche Abtötung, die den Willen trainieren soll, ins Innere verlegt, in den Kampf mit den ungeordneten Neigungen: der Sinnlichkeit, dem Stolz, dem Neide, der Mißgunst, der Eifersucht, dem Zorne, der Abneigung und der Ungeduld. Dieser Ordensstifter hat selbst in seinem Exerzitienbüchlein Regeln für das Essen gegeben, sowohl für die Auswahl der Speisen, wie für das Maß der Nahrung, wie für die Art und Weise, sie zu sich zu nehmen, die auch für diejenigen, die nicht zu seiner Ordensgenossenschaft zählen, gelten können.

In der Voraussetzung, daß die Speisen gesund und nahrhaft seien, dem widersprochen würde, wenn man sie mit Staub oder andern unverdaulichen Ingredienzien vermischen würde, soll man sich im allgemeinen mehr an einfache Nahrungsmittel und an einfache Kost, Suppe, Gemüse — in früheren Zeiten konnte man dazu auch noch das Fleisch zählen — halten, Leckerbissen aber genießen als Nach-, Fest- und Kirmestisch.

Mehr Vorsicht, als beim Essen, ist beim Trinken zu bewahren. An geistige Getränke sollte man vor allem die Jugend nicht gewöhnen. Für sie ist ein frisches Glas Wasser der beste Wein. Und in und nach der Kriegszeit hat manch ein Mann, der sonst sein Glas Wein oder Bier täglich trank, darauf verzichten gelernt und davon keinen Schaden für seine Gesundheit gespürt.

Für die Vorsicht beim Trinken ist der Grund ersichtlich. Zunächst kann der Magen ja mehr an Flüssigkeit, als an fester Speise überhaupt aufnehmen. Er revoltiert bei zuviel Essen schon von selbst eher, als bei zu vielem Trinken. Es sagt ein alter Spruch: „Besser ist, zu viel gegessen, als geredet." Umgekehrt ist besser zu viel geredet, als zu viel getrunken. Wer zuviel getrunken hat, redet in der Regel auch zu viel und tut noch viel anderes und tut viel Schlechteres. Wer sich, d. h. seinen Körper, unter die Bank trinkt, trinkt auch seinen Verstand, seine Unschuld, sein Gewissen, seine Willenskraft und den Segen einer glücklichen Zukunft unter die Bank.

Schlimm ist, wenn man in der Jugend schon sich ans Trinken gibt. Wer früh sich gewöhnt, ins Wirtshaus zu gehen, bleibt in späteren Jahren vielfach zu lange darin sitzen, und manch ein Mädchen, das gemeint, man müsse es ihrem Bräutigam nicht zu hoch anrechnen, wenn er hier und da einen Swips habe, das hat später als Frau bittere Tränen geweint, wenn ihr Mann nun fast jeden Tag einen Swips mit nach Hause brachte oder vielleicht ganze Nächte gar nicht mehr nach Hause kam, weil ihm die Bierbank lieber war, als das Bett.

Und junge Studenten, die auf dem Gymnasium oder der Universität schon viel Alkohol in den Schulsack schütten, was will man von deren vertrunkenen Jugend viel erwarten, wenn sie mit der Aktentasche zum Gerichte, mit dem Homer unter dem Arme zur Klasse gehen, und als Mediziner Krankenbesuche machen?

Das richtige Maß der Nahrung liegt auf einer Mittellinie. Man muß ohne Störung und sogenannte Indisposition seiner Arbeit und seinen Geschäften nachgehen können und für die nächste Mahlzeit wieder einen gesegneten Appetit mitbringen. Bei der im Wachstum sich befindenden Jugend ist allerdings eher für einen Ueberschuß, als für ein Mindestmaß von Kräften zu sorgen und da tut Mutters dickes Butterbrot gute Dienste.

Eine vernünftige Zügelung der Eßlust ist aber immer notwendig, denn man kann sich auch an Zuvielessen gewöhnen und aus einem Esser kann ein Fresser werden. Bis zum Gefühl der vollständigen Sättigung, so daß man wie der kleine Fritz sagen muß: „Mutter, ich kann nicht mehr", soll man es nie kommen lassen, vielmehr, wenn, wo irgend ein Gericht einem ganz besonders gut schmeckt und die Versuchung kommt, über das Mittelmaß hinauszugehen, soll man sich überwinden und etwas weniger nehmen, als gewöhnlich.

In dieser guten Uebung kommt uns die Kirche zu Hülfe durch daß Fasten. Daß für jemanden, der sich durch Zuvielessen den Magen verdorben hat, ein Tag Fasten die beste Arznei ist, ist bekannt. Warum soll denn ein vernünftiges Fasten bei geregeltem Gesundheitszustand schädlich sein? Manche Gegner des Fastens

sagen wohl: „Immer mäßig sein, sei besser, als bisweilen fasten." Das mag wohl wahr sein, da aber die meisten Menschen eben nicht immer mäßig sind, so ist es doch nicht übel, bisweilen zu zeigen, wer Herr im Hause ist. Wer für solche Mahnungen kein Verständnis hat, der hat auch keine Ahnung von der Verfinsterung, die in den Seelen eintritt, die in dieser Beziehung keine energische Selbsterziehung, keine Zügelung, kein: „Lerne entsagen, lerne ertragen" kennen. Erst die rechte Uebung in der Enthaltsamkeit gibt jene Helligkeit und Frische des Geistes, jene Kraft des Seelenlebens, in der alle wahre und dauerhafte Heiterkeit und Freudigkeit wurzelt. In der Tierwelt kennt man das Lachen nicht. Es wäre überhaupt ein Fortschritt, wenn aus dem Absehen gegen die Tyrannei des Nahrungstriebes und eine Freude am Fortschritte der inneren Befreiung von den elementaren Mächten sich gerade in den vermögenden Klassen eine Gegenbewegung zur Einfachheit in dieser Beziehung erhöbe. Ueberschaut man, was in unsern Städten, und das jetzt noch, in dieser Zeit, wo alles so teuer ist, in einem Winter zusammengegessen wird und welche Summe an Arbeit, Nachdenken, Technik und Geld aufgewandt wird, damit ein Kreis von Menschen sich den Magen überladen kann und wenn man erwägt, daß ein großes Hochzeitessen einen Aufwand von 100 000 Mark verschlingen kann, und erwägt dabei, wie vielen armen Familien man dafür die Freude eines kräftigen Mittagessens hätte bereiten können, dann wird man immer wieder an das Wort des Propheten Jeremias erinnert: „Es sähe so traurig aus in der Welt, weil niemand nachdenke in seinem Herzen."

Eine eindrucksvolle Totenfeier.

In dem sehr empfehlenswerten Haushaltungspensionate der Franziskanerinnen zu Arnoldsweiler bei Düren wurde am Sonntag, 29. Januar, eine überaus weihevolle und ergreifende Totenfeier für den verstorbenen heiligen Vater von den Pensionärinnen veranstaltet. Herrliche Gesänge, Vorträge, Gedichte wechselten in eindrucksvoller Folge. Von den letzteren sei das nachfolgende mitgeteilt:

Die Welt schaut auf — O welche Kunde — Schlingt um den Erdkreis ihre Runde! — Ach, eine bitt're Trauermär — So hart, so bang, so scharf, so schwer! — In Rom da ruht der Völkerhirt — Und um ihn, wie in Schmerz verwirrt — Der Herde Millionenschar — Er ruhet auf der Totenbahr. — Als er Sankt Petri Stuhl bestieg, — Da raste um ihn wilder Krieg. — Mit Grauen sah sein Vaterblick — Der Menschheit fürchterlich Geschick. — Das wie mit Drachenwutgebiß — Die eignen Kinder ihm zerriß. — Ob jedem Volk, ob jedem Land, — Und rief voll Liebe ohne Rub' — Den Völkern Friedensbotschaft zu. — Doch weh, von Haß und Zorn berauscht — Kein Mächtiger der Worte lauscht, — Fort tobt der Krieg in wilder Wut, — Die Völker winden sich im Blut. — Da ward gestillt mit Weh und Schmerz — Des Völkervaters mildes Herz, — Er neigt mit wehmutvollem Sinn — Sich tröstend zu den Wunden hin, — Die ringsumher in Zorn und Trug — Der grause Krieg den Völkern schlug. — Da galt's Gefang'ne aus den Ketten, — Aus Qual und Elend zu erretten, — Zu helfen in der Hungersnot, — Dem Kind zu geben Kleid und Brot. — Ja, reiche Gab' hat seine Hand — Auch hingereicht ins deutsche Land, — Und sein Gebet flog himmelan — Zu heilen all den Erdenwahn. — So stand er wie ein Friedensheld — Hoch in der Schlachtenwut der Welt, — Hoch in dem blutigen Haßgeschiebe — Als wie ein Seraph heil'ger Liebe — Als wie ein Cherub weisheitsvoll — Wo Irrwahn hoch zum Himmel schwoll. — Nun spricht der stumme bleiche Mund — Nicht Segen mehr dem Erdenrund — Wir aber alle, alle stehen — An seiner Bahr' mit tiefen Wehen — Ach für uns all' in großer Not — Ein Vaterherz zerbrach im Tod. — Doch Dank und Liebe sei geweiht — Dem Vater in der Ewigkeit, — Ja Dank, den nie der Tod zerbricht — Und Lieb' im ew'gen Morgenlicht.

Leib und Seele.

In einem der letzten Artikel über die dem Leibe gebührende Pflege und Hochachtung sprachen wir von der Abhängigkeit der Seele vom Leibe als ihrem Instrumente, dessen sie sich auch beim Gebrauch ihrer geistigen Kräfte bedienen müsse. Es entspricht nun aber ganz dem Versinken unserer Zeit in das Sinnliche und Materielle, wenn nun auch viele, die sich Gelehrte, Naturforscher, Mediziner oder Philosophen nennen, auf die Erkenntnis der Seele die Methoden anwenden, deren sie sich bei der Erforschung der sinnlichen augenfälligen Dinge bedienen, d. h., daß sie mit dem Mikroskop, mit den Röntgenstrahlen und dem Messer des Chirurgen oder der chemischen Analyse nach der Seele suchen. Das führt aber zu keinem Erkenntnisziele. Daß es eine unsterbliche Seele gebe, kann weder im Laboratorium nachgewiesen, noch von dort aus geleugnet werden. Oder ist denn der Materialismus schon bewiesen, wenn der Physiologe, der Professor der Lebenslehre uns nachweist, daß in dem Augenblick, in dem durch Entartung der Gewebe, durch Arterienverkalkung oder durch das Messer des Chirurgen ein bestimmtes Stück der Gehirnsubstanz beseitigt wird, sofort auch die entsprechende geistige Funktion erlischt? Darf aus dieser Feststellung etwa gefolgert werden, daß das Geistige nur eine Funktion der Materie sei?

Nein, nichts anderes ist durch jene Feststellung bewiesen, als daß in diesem irdischen Leben geistige Kräfte nur durch eine nervöse Vermittlungssubstanz auf die Körperwelt wirken können. Werden diese Vermittlungsorgane — nennen wir sie Nerven — zerstört, sei es durch einen chirurgischen Eingriff oder durch eine krankhafte Entartung, so ist natürlich auch die geistige Tätigkeit gestört oder vollständig unterbrochen; es wäre aber gänzlich verkehrt und unwissenschaftlich, aus jener Störung den Schluß zu ziehen, daß die geistige Kraft nur ein Produkt der Gehirnmasse sei.

Man denke sich einen Klavier- oder Violinvirtuosen beim Spielen. Wenn ihm während des Spieles die eine oder andere Saite versagt, reißt oder verstimmt wird, und er muß nun das Spiel abbrechen oder mit falschen Tönen das Ohr der Zuhörer verletzen, wird man deswegen sagen, die Violine sei die Künstlerin, und wenn dieses Instrument versage, existiere keine Kunst und kein Künstler mehr?

Und wenn ein Bildhauer beim Herstellen eines Marmorbildes in dem Block auf eine brüchige Ader stößt und nun sein Kunstwerk nicht das wird, was ihm im Geiste vorschwebt, ist darum der Marmorblock als der geistige Träger der Kunst zu denken, dem die Ideen entspringen?

Und wenn ein Uhrwerk defekt ist und falsch schlägt, leugnet man deswegen, daß überhaupt eine geistige Tätigkeit bei der Herstellung der Uhr an der Arbeit gewesen, vielmehr die Konstruktion des Räderwerkes das eigene Werk des dafür gebrauchten Materials sei?

Ueber diese Anmaßung des Materialismus, das geistige Leben aus der Materie zu erklären, spottet schon der in sozialistischen Kreisen sehr oft genannte Philosoph Schopenhauer: „Menschen," sagt er, „die nichts kennen, als ihre Froschschenkel und ihre galvanischen Batterien, wagen es heute, die Welt und den Menschen zu erklären."

Das Kommunionglöcklein.

Bald beginnt wieder der Kommunionunterricht. Zur Unterstützung derer, welche als Geistlicher, Lehrer und Eltern die Kinder auf den schönen Tag vorbereiten sollen, erscheint seit 25 Jahren das Kommunionglöcklein. Pfarrer Rüdling in Kleinsassen bei Fulda, der dasselbe redigiert, bietet auch in diesem Jahre den Kleinen gar schöne Sachen, wie allerdings auch nur dieser gottbegnadete Kinderschriftsteller sie schenken kann. Wir wollen aus den eben erschienenen ersten Nummern ein Gedicht und eine kleine Erzählung hierhersetzen:

Zum Geleite!

Ihr Kinder horcht! Ein Glöcklein klingt — Zum neuen Jahr jetzt wieder. — Und von dem hohen Himmel schwingt — Der Engel Schar sich nieder.

Sie wandern Stadt und Dorf entlang, — Bau'n Brücken euch und Pfade — Und laden euch beim Glockenklang — Zum großen Mahl der Gnade.

So zieht in sehnsuchtsfrohem Lauf — Dem Glöckleinruf entgegen — Und tut die jungen Herzen auf — Dem neuen Manna-Regen!

Fühlt eines sich auch arm und krank, — Es wird bei ihm genesen, — Der Heiland ist noch — Gott sei Dank! — So gut, wie er gewesen.

Und wärst du auch verwaist, mein Kind, — Verlassen ganz auf Erden, — Geh' nur zum lieben Gott geschwind — Um wieder froh zu werden.

Horch treulich auf dein Glöcklein hier — Und laß den Himmel walten. — Der Heiland wird gar bald mit dir — Viel süße Zwiesprach halten.

Rosas letzte Pfingstwallfahrt.

Ein Erstkommunikantenbegräbnis.

Vom letzten Pfingstsonntag will ich ein wenig plaudern. Da ließ der liebe Gott die junge Rosa drunten im Dorf ihre letzte Wallfahrt machen. Die Wallfahrt zur ewigen Ruhe. Ach, sie hatte sich dieselbe durch so grausame Schmerzen in kurzer Krankheit verdienen müssen. In der Nacht vor dem Pfingstsamstag rang ihr junges Leben den Verzweiflungskampf mit dem starken Tod. Wo alle Menschenhilfe versagte, klammerte sich ihr gläubiges Herz an die Erlösung von oben. Einmal, als ihre Gedanken durch neue Qualen aus kurzer Betäubung wieder herausgerissen wurden, fing sie ganz von selber das Gebetlein an: „Komm Heiliger Geist!" Und der Heilige Geist kam und nahm ihre Seele hinweg aus dem zermarterten Leib hinüber in das Land des Lichtes, wo sich das Angesicht der Erde erneuert.

Rosas Gespielinnen aber gingen hinaus in die Gärten und Wiesen. Sie brachen die letzten Apfelblüten von den Bäumen und pflückten die ersten Sommerblumen zu Kränzen und Sträußen.

Da lag nun die elfjährige Rosa am heiligen Pfingsttag, mit ihrem Kommunionkleid und Kommunionkränzlein angetan, im Sarge und wurde mit den rosaroten Apfelblüten zugedeckt. Und als der Sarg sich schloß, legte sich ein Gewinde von himmelblauem Vergißmeinnicht darum.

Als dann am Pfingstmontag die Morgenglocken läuteten, zogen wir alle durch das Dorf, Jung-Rosa zu ihrer letzten Pfingstwallfahrt abzuholen. Die großen Mädchen gaben ihr mit grünen Girlanden, die Erstkommunikanten mit flackernden Kerzen und die Kleinen mit ihren Blumensträußen betend und singend das Geleite.

Als die letzten Weihrauchwölkchen über dem offenen Grabe verweht und die letzten Weihwassertröpfeln wie Himmelstau niedergeträufelt waren auf die Kränze von Vergißmeinnicht, traten zwei Kinder mit ihren Blumen an das Grab und sagten schlicht und einfach ihren Scheidegruß.

Die eine sprach:

Liebe Rosa! — Der Heiland rief dich heim ins Land der Sterne! — Du gingst zum Paradies aus unsrem Mai. — Nimm hier den Strauß mit in die Himmelsferne, — Daß er ein Gruß von uns'rer Erde sei. — Bitt' dort für uns und all die lieben Deinen, — Weil du den Weg zum Herzen Gottes weißt. — Erfleh den Trauernden, die leis hier weinen, Den besten Tröster jetzt, den Heiligen Geist!"

Der Strauß fiel in das Grab. Ich sah, wie auch zwei Tränlein hinunterkopften.

Das andere Kind trat vor und sagte, während seine Stimme unter dem nur mühsam verhaltenen Weinen zitterte:

Liebe Rosa! — Als erste aus unserem jungen Kreis — Bist du zum Himmel gefahren. — Was keines von uns auf Erden weiß, — Wird Gott dir dort offenbaren. — Dein Leid ist dahin, dein Schmerz all vorbei, — Nun hast du die Tage der Freude. — Nun siehst du den herrlichen Himmelsmai — Beim ewigen Festgeläute. — Und findest du dort seine Königin, — Leg diesen Strauß ihr zu Füßen — Und sag ihr mit liebendem Kindersinn, — Wir ließen sie tausendmal grüßen.

Die letzten Worte erstarben in einem leisen Schluchzen. In den dichten Reihen der Frauen begannen überall die weißen Taschentücher über den schwarzen Trauerkleidern aufzuschimmern. Und während die letzten Gebete für die verstorbene Erstkommunikantin über das Grab hinklagten, zog dort Kind um Kind vorüber, um sein Sträußlein hinabzuwerfen, bis der Sarg ganz unter der Fülle der Frühlingsblumen verschwunden war.

Während die Seel der jungen Rosa, wie wir hoffen, droben in das sonnige Reich des Heiligen Geistes einzog, gingen ihre Freunde hier auf Erden von der offenen Gruft hinweg zum feierlichen Pfingstgottesdienst. Die Volksmenge drängte durch die offenen Tore in das festlich geschmückte Heiligtum. Die Orgel begann zu brausen, und die Standarten neigten sich vor dem göttlichen Kinderfreund, der mit unsichtbaren Händen die Tränen von den Wangen der Trauernden hinwegnahm.

Liebe zur Wahrheit.

Vor einiger Zeit stieg ich an einem äußeren Tore der Stadt aus der Elektrischen, um in einer der ersten Straßen einen Krankenbesuch zu machen. Da der Verkehr nicht groß war, benutzte ein mir entgegenkommender Mann die Gelegenheit, mich anzusprechen. „Ich bin auf der Durchreise", bemerkte er, „wollen Sie mir nicht etwas Reisegeld geben?" Da mir die Bitte ganz unerwartet kam, flogen mir gleich allerhand Gedanken durch den Kopf, zuerst: der beschwindelt dich, dann: es ist lästig, hier auf offener Straße dein Täschchen herauszuziehen, am Ende reißt er es dir noch aus der Hand und macht sich damit aus dem Staube, und drittens erinnerte ich mich, nur noch einen Zehn- und einen Zwanzig-Markschein darin zu haben, und das war nun doch als Almosen zu viel und ich konnte doch den Mann nicht wechseln lassen. Wie man es denn in solcher Verlegenheit macht, sagte ich einfach: „Ich habe nichts bei mir" und schritt vorüber.

Aber noch ehe ich bei meiner Kranken war, ärgerte mich doch die ganze Geschichte nicht wenig um meinet- und des Fremden willen. Es war ja eine kleine Verlegenheitslüge, vor Gott vielleicht gar nicht so schuldbar, weil sie unüberlegt über die Lippen geflossen. Aber es lagen doch allerhand böse Dinge darin.

Erst der Gedanke, er ist ein Stromer, der vielleicht nur etwas für einen Schnaps haben will, und dann zweitens, er ist vielleicht ein Gauner, der sich mit deinem Täschchen davon macht. So zu denken, hatte ich doch bei dem Manne, den ich gar nicht kannte, gar kein Recht. Es war nur eine Schlußfolgerung, mit der ich in die vielen vorkommenden Fälle derart ohne weiteres auch diesen glaubte einreihen zu dürfen.

Und nun auch noch zu sagen: Ich hätte nichts bei mir. Das glaubte der Mann mir ja doch nicht, wird er doch gedacht haben: der steigt doch eben aus der Elektrischen und hatte doch sicher zu Hause mehr Geld in die Tasche gesteckt, als ihm das Billet gekostet.

Und nun ist er auch noch ein Geistlicher, der andern Liebe, Moral lehren will. Wie wird der Mann, das war mir klar, verärgert weiter geschritten sein und nicht bloß über mich, sondern auch über den geistlichen Stand tüchtig geschimpft haben! Aber was war zu machen, es war nun einmal geschehen und der Schaden an seiner Seele wenigstens von meiner Seite nicht wieder gut zu machen.

Wie viele derartige Fehler machen wir im Leben, weil wir uns von augenblicklichen Impulsen leiten lassen, nicht über der Situation stehen und von unserer augenblicklichen egoistischen Stimmung, die keine Belästigung und keine größeren Opfer will, uns leiten und durch verkehrte, übereilte und vielleicht ungerechte Urteile über den Nächsten uns in unserm Handeln bestimmen lassen!

Die Wahrheit ist nun doch mit das schönste, was es gibt und wie leicht wird die übertreten! Wie viele kleine Verlegenheitslügen begeht man, um einer Beschämung, einer Rüge, einem Tadel zu entgehen? Wie oft bringt man unwahre Entschuldigungen vor, um sich nicht im Licht zu stehen, wie oft übertreibt man, um mit etwas groß zu tun? Wie oft lenkt man, wie die kleine Julia, die an der Milch genascht hatte und der Großmutter auf die Frage, wer das getan, die Antwort gab, das hätte Minette, die Katze getan, den Verdacht direkt oder indirekt auf andere oder schützt Unwissenheit in Bezug die Kenntnis eines Fehlers vor, von dem man gut weiß, daß man ihn begangen und der einem doch klar vor Augen steht und noch lebendig im Gedächtnis ist!

Wie viel fehlt es uns Menschen doch an Selbstzucht! Wie oft sagt man ohne besondere Gewissensbeschwerden kleinere oder größere Verlegenheitslügen, und zwar oft bei ganz geringen Anlässen, wie in unserm Falle, bloß um eine kleine Belästigung oder eine weitläufige unangenehme Auseinandersetzung zu vermeidenl

Daß wir uns auf solche Lügen einlassen, ist ein Zeichen von Charakterschwäche. Die Wahrhaftigkeit hängt ja doch insofern mit dem Wesen des Charakters zusammen, als ja die Lüge in den meisten Fällen aus Menschenfurcht stammt und uns daher zur Willensschwäche und Feigheit verführt, während das volle Bekennen zum eigenen Tun und Lassen, der feste Wille zur Tapferkeit gegenüber allem Peinlichen, was von den Menschen kommt, die beste Schule für die Kraft der Persönlichkeit ist.

Als wir noch auf der Quarta im Cornelius Nepos die Geschichte der großen Männer Griechenlands lasen, da haben uns weniger die Großtaten des tapferen Miltiades und des schlauen Themistokles imponiert, als die des gerechten Aristides, der auch nicht einmal im Scherze eine Lüge sagen wollte.

Die Generalabsolution.

Wenn der Mensch von Todesdunkel umnachtet auf dem Schmerzenslager ringt, bedarf er Stärkung von höherer Hand. Die gewaltigen, Mark und Bein durchschneidenden körperlichen Schmerzen, verbunden mit dem Ahnungsgefühl des nahenden Abschiedes vom Schauplatz der irdischen Welt, machen die Todesstunde schmerzvoll; der helle Blick des Sterbenden vorwärts in das Haus der Ewigkeit und rückwärts auf das vergangene Leben machen sie schauerlich und furchtbar. Wo nun aber die Wissenschaft des menschenfreundlichen Arztes, die zärtliche Pflege liebender Angehörigen und sonst erprobte Raischläge teilnehmender Freunde und Bekannten an dem hoffnungslosen Zustand des Kranken zu Schanden werden, da bietet die Kirche ihre Gnadenschätze an, um Trost und Hülfe in Not und Todesgefahr zu bringen. Sie spendet ihm auf dem Krankenlager durch ihre Diener das Sakrament der Buße, reicht ihm zur Wegzehr die hl. Kommunion und salbt die Glieder mit geheiligtem Oele. So mag er, von Schuld gereinigt und mit himmlischer Speise genährt, getrost den Lebensabend erwarten, denn er weiß, durch den Glauben erleuchtet, daß die Hand der strengen Gerechtigkeit Gottes nun nicht mehr auf ihm lastet. Da aber nach katholischer Lehre dem begnadigten Sünder noch ein Rest zeitlicher, durch das Bußsakrament nicht nachgelassener Strafen übrig bleibt, welche er entweder in diesem oder im andern Leben (im Reinigungsorte) abtragen muß, so wird dem Kranken gewiß nichts Trostreicheres begegnen, als wenn der Priester sich ihm noch einmal mit einem Gnadengeschenke der Kirche naht und mit demselben die unmittelbare Erlangung der Himmelsfreude in frohe Aussicht stellt. Dieses Geschenk ist die Generalabsolution oder der Sterbeablaß.

Die Generalabsolution ist also nicht, wie allerdings der Name anzudeuten scheint und vielfach irrtümlich geglaubt wird, eine sakramentale Lossprechung von Sünden, sondern ein mit einem vollkommenen Ablasse verbundener apostolischer Segen für Sterbende; ein vollkommener Ablaß, der nur im Sterben eintritt und sonst ohne Wirkung bleibt.

Empfänger dieser Generalabsolution können alle Kranke sein, welche in drohender Todesgefahr, oder wie die Theologen sagen: in articulo mortis schweben, wenn sie nur nicht Exkommunizierte, öffentliche, unbußfertige Sünder und Kinder ohne Vernunftgebrauch sind, — auch die zum Tode Verurteilten, wenn sie das Sakrament der Buße empfangen haben. Selbst den Bewußtlosen, Wahnsinnigen und Kindern mit Vernunftgebrauch, welche Zeichen der Reue geben, oder, wenn bei Sinnen, wahrscheinlich darnach verlangt haben würden, pflegt man dieselbe zu erteilen. Die näheren Bedingungen von Seiten des Empfängers sind außer dem Stande der Gnade, die Akte der Reue, der Liebe und der Ergebung in den anbetungswürdigen Willen Gottes, vermöge derer der Sterbende, trauernd über die begangenen Sünden, in glühender Liebe den Tod aus der Hand des Herrn mit willigem und ergebenem Herzen anzunehmen bereit ist.

Außer diesem wird in den Vergünstigungen, welche den Bischöfen verliehen werden, auch noch gewöhnlich verlangt, daß der Kranke beichte und kommuniziere, oder wenn er dieses nicht zu tun vermochte, den Namen Jesus mit dem Munde oder wenigstens mit dem Herzen andächtig anrufe.

Wenn wir nach der Mahnung der hl. Kirche unserer ungewissen Sterbestunde und der Ankunft des Menschensohnes stets eingedenk sein sollen, mag es rätlich erscheinen, auch zur vollkommenen Gewinnung der Generalabsolution in Gesundheitsfülle und frohem Lebensmute schon das Herz zu bereiten. Daher soll sich der Christ in Rücksicht auf dieselbe eifrigen Gebetes und öftern Empfanges der hl. Sakramente befleißigen und zugleich sich bestreben, die auferlegten Bußwerke der gewöhnlichen Beichten mit besonderer Sorgfalt zu verrichten, die Mühseligkeiten und Beschwerden dieses Lebens mit großer Ergebung zu ertragen, die Sinnlichkeit durch leibliche sowohl als geistige Werke der Abtötung zu zügeln und großmütig gegen den Nächsten in Erweisung von Liebeswerken zu sein.